

Kommentar zum Disput im DGPT-MitgliederRundschreiben 01/2025
Replik zu Torsten Michels „Das reine Gold der Psychoanalyse und die Versorgungsrealität im deutschen Gesundheitswesen - steht sich die institutionalisierte Psychoanalyse selbst im Weg? Überlegungen zu Veränderungswiderstand und Veränderungsangst“

von Dr. Johann Eichfelder, Facharzt für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie sowie Psychiatrie und Neurologie und Psychoanalytiker aus Würzburg

Zur Vorbereitung der Zukunftswerkstatt wurden mehrere Beiträge an alle Mitglieder der DGPT versandt – Anregungen, auf die Herr Teising nun mit einer eindringlichen „Replik“ antwortete. Sie wurde im neuen Rundschreiben als einziger Diskussionsbeitrag veröffentlicht und erhält dadurch eine besondere Betonung in der weiteren Diskussion innerhalb der DGPT. Deshalb möchte ich sie auch als Ausdruck des Spannungsfeldes würdigen, aus dem heraus die weitere Entwicklung der Psychoanalyse und der DGPT sich entscheiden wird .

Herrn Teising's Reaktion wirkt sehr kämpferisch und erinnert bald an die rechtssprachliche Bedeutung einer Replik als Gegenrede des Klagenden auf die Verteidigung des Beklagten vor Gericht: Er wirft ihm Spaltung vor, die er damit selbst betreibt, statt seine Gedanken erst einmal aufzunehmen; so erkennt er gar nicht deren neue Denkrichtung und Reichweite, wenn er u.a. die Organisationsstruktur der analytischen Institute mit dem Hinweis auf das Nonreporting -System verteidigt und wenn er ganz als Bewahrer der Worte Freuds sich in die Schlacht um die einzig wahre Exegese der freudschen Worte wirft, als wäre nur darin die versichernde Gewissheit für die wahre Psychoanalyse zu retten. So zeigt er sich als der sprichwörtlich getroffene Hund, der am lautesten bellt und damit zeigt, wo er zu finden ist: In der Exegese des großen Meisters, dessen Worte keine Relativierung erlauben, obwohl aus den teilweise widersprüchlichen Äußerungen Freuds Ambivalenz deutlich wird, und dieser auch als Mensch so verständlich erscheint, wenn er einerseits eine Entwertung oder Verwässerung seiner Entdeckungen befürchtete und andererseits doch auch eine forschende Weiterentwicklung erhoffte. So initiierte er einen Kreis der Ringträger zur Sicherung gegen Abweichler, der ihm den Vorwurf einbrachte, eine kirchenähnliche Vereinigung statt einer wissenschaftlichen Gesellschaft schaffen zu wollen. Ebenso menschlich verständlich erscheint mir die narzisstische Aufladung dieser Ritter des heiligen Grals der PA. Umso überraschender wirkt dann Teising's lapidare Feststellung, es gehe bei der Gründung einer Institution um die Definition von Standards und damit um Ein- oder Ausschluss, als handele es dabei lediglich um eine Vereinssatzung und nicht um die Sicherung essentieller Orientierungen. Sollte es sich dabei nicht um Identifizierung mit Freuds Vorstellungen gehen? Und welche Folgerungen ergäben sich dann aus der Forschung des erwähnten Johannes Cremerius; sie erwiesen, wie wenig Freud selbst seine von ihm aufgestellten psychoanalytischen Regeln der eigenen Praxis beachtete.

So zeigt ein Blick in die Geschichte der Psychoanalyse, dass die Frage eines psychoanalytischen Standards sich nicht leicht beantworten lässt und ließ und daher zu vielen Dissidenten Anlass gab, von denen sich immerhin einige bedeutende in der DGPT zusammenfanden und sich bis heute zunehmend respektvoll begegnen. Umgekehrt lässt sich die Frage, was Psychoanalyse eigentlich ausmacht, von ihrer Geschichte kaum trennen. Gehen wir aber wie Michels von der Frage aus, was unsere therapeutische Aufgabe ist, fällt es viel leichter, Antworten zu geben, wenn wir konkrete psychisch oder psychosomatisch Kranke vor uns sehen, die von uns Hilfe erwarten. Dann fällt es auch leichter, von Gold oder weniger wertvollen Metallen zu sprechen und müssen uns nicht auf die nur theoretisch interessante Frage einlassen, ob und wie sehr suggestive Wirkungen das Bild einer „reinen Analyse“ verwässern. Insofern sollten wir auch den Begriff der Psychoanalyse kritisch sehen, der ja am Anfang des 20. Jahrhunderts aus der angenommenen Analogie zur naturwissenschaftlichen Analyse zum Beispiel chemischer Stoffe entstand; sie unterscheiden sich aber sehr wesentlich vom „psychischen Material“ unserer Hilfe Suchenden. Insofern vertritt der Begriff der Psychodynamik einen angemesseneren und auch umfassenderen Anspruch, weil es eben um Hilfe geht und damit auch nicht um ein idealisiertes Verfahren, sondern um Wirksamkeit bei sehr unterschiedlichen Erkrankungen und Störungen: welche Verfahren führen zum Beispiel weiter, um ein Strukturdefizit soweit zu beheben, dass ein therapeutischer Fortschritt im Sinne Einsicht

fördernder Therapie und Entwicklung eines gesunden Bezugs zum Selbst möglich wird. Ein psychoanalytisches Standardverfahren kann dabei zunächst eher sperrig im Wege stehen. Wie Freud schon feststellte, entwickelte er ein Verfahren für die gehobene bürgerliche Mittelschicht in den damaligen gesellschaftlichen Umständen mit begrenzter therapeutischer Indikation. Seine aus heutiger Sicht bahnbrechenden Entdeckungen wurden inzwischen weiterentwickelt und auf Erfordernisse unserer heutigen Lebenswelt angepasst; sie konnte er nicht vorhersehen, noch die gesellschaftlichen Umbrüche bis in unsere Zeit. Wenn ich heute als Ambulanzleiter eines psychodynamischen Instituts mit den Erfordernissen der psychotherapeutischen Versorgung konfrontiert bin, relativiert sich der Schulen-Streit früherer Zeiten; umso wichtiger werden differentialdiagnostische und -therapeutische Überlegungen.

In Zeiten dringend erforderlicher Professionalisierung stehen wir darüber hinaus vor weiteren ungelösten Fragen psychoanalytischer Einrichtungen und deren Strukturierung, auf die Michels versucht einzugehen, während Teising sie gar nicht zur Kenntnis nehmen will:

Das ehrenamtliche, nicht selten selbstaussbeuterische Engagement von uns Psychoanalytikern hat ohne Zweifel eine persönliche, leidenschaftliche Seite und führt nicht nur zu den erwähnten Freund- und Feindschaften, die oft weit über Differenzen von Arbeitskollegen/innen hinausgehen; es lässt auch oft eine professionelle Distanz vermissen, die sich im unmittelbaren Handeln faktisch niederschlägt, ohne ausreichend reflektiert oder thematisiert zu werden.

So klaffen bei Herrn Teising's Verteidigungsrede der Anspruch und die unleugbare Wirklichkeit auseinander, dass es eben keine Vielfalt innerhalb der verschiedenen Institute gibt, die grundlegende Unterschiede zuließe; noch immer gibt es Institute, in denen die Regularien bereits eine Uniformität zementieren, die gar nicht mehr hinterfragbar ist. Schon die Frage, was man unter Psychoanalyse verstehen darf, wird zum Beispiel mit der Verpflichtung jedes Auszubildenden zu einer durchgehenden 3- bis 5-stündigen Einzel- Lehranalyse im Liegen (ohne Gruppenselbsterfahrung) fixiert; diese Anforderung bindet viele Ressourcen verhindert damit breiter angelegte Ausbildungen und weitere bedeutsame Selbsterfahrungsmöglichkeiten. Für die eine oder andere Person mag das Standardverfahren geeignet aber auch ohne Anpassung an individuelle Erfordernisse ungeeignet sein. Eine Differentialindikation für Ausbildungskandidaten gibt es auch nicht übergangshalber und das dyadische Verfahren wird idealisiert. So sind bis heute kaum analytisch ausgebildete Gruppentherapeuten zu finden, obwohl die psychodynamische Gruppentherapie ein sehr wirksames Verfahren darstellt.

Bis vor wenigen Jahren galt es als verboten, Einzel- und Gruppenselbsterfahrung zu kombinieren – und das mit Begründungen, die sich inzwischen als weitgehend haltlos herausstellen. Hier wurde und wird eine „Identität“-bildende Gläubigkeit gefordert, die sich einzig aus der hochgehaltenen Tradition erklären lässt und sich auf Freuds Standardverfahren bezieht, nicht aber ausreichend durch Methoden differenzierende Forschungen untermauert wurde. So behinderte das Festhalten an therapeutischen Ritualen die Entwicklung auch neuer Perspektiven und Verfahren. Schon Michael Balint entwickelte mit seiner Frau Enid mit seiner Training cum Research genannten Methode Ausblicke, die von Orthodoxen ignoriert wurden und die inzwischen fortgeschrittene OPD-Diagnostik weist Perspektiven auf, die selbst Persönlichkeitsstörungen differenzierter betrachten und behandeln lassen.

Die undifferenzierte Identifizierung mit der Psychoanalyse erklärt sich aus der intimen Nähe, die in einer therapeutischen Arbeit mit der notwendigen Beziehungsaufnahme entsteht und insofern den/die Therapeuten/in auch unmittelbar einnimmt. Daraus erklären sich Gefahren des Missbrauchs von Patienten und Kandidaten, aber auch Gefahren für Behandler, sich beruflich zu sehr zu engagieren, in gewisser Weise süchtig in der dramatischen Begleitung menschlicher Schicksale eigene Lebensmöglichkeiten zu vernachlässigen (nicht zuletzt die eigenen Angehörigen, eigene Kinder) oder sich in den Instituten ehrenamtlich im Übermaß zu engagieren. So habe ich von Institutsvorständen gehört: „Das Institut ist mein Baby“ – ein Ausdruck von Begeisterung und Hingabe, aber fehlt hier nicht eine kritisch-professionelle Haltung, die auch eine kritische Distanz ermöglicht? So gibt es noch viele Fragen, die auf unsere Antworten warten.